

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Barbara Coudenhove-Kalergi

Zuhause ist überall

Erinnerungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	7
Ria, die Kindsfrau	10
»Ein Böhme deutscher Zunge«	22
Ein Schloss in Böhmen	34
Die Pálffys	47
Die Coudenhoves	55
Unter dem Hakenkreuz	76
Im Krieg	87
Die Vertreibung	96
Fremdes Österreich	107
Lords und Ladies	120
Nach Wien, nach Wien!	128
Schauplatz der Originale	140
Wie man Nazis macht	150
Hier marschieren Demokraten	157
Die Liebe meines Lebens	172
1968 – eine Illusion und ihr Ende	191
In Maos Reich	197
»Das rosarote Kerzlweiberl«	211
Die Tage von Danzig	222
Abschied vom Stetl	236
Der letzte Jude von Frauenkirchen	247
Die sanfte Revolution	263
Mein Prag?	272
Als die Mauer fiel	289
Reisen im Orient	301
An der Grenze	312
»Land der Menschen«	320
Breznitz revisited	329

Vorwort

Ein Frühlingstag in den frühen Sechzigerjahren. Ich bin zum ersten Mal wieder in meiner Heimatstadt Prag, seit wir, meine Eltern und wir Kinder, am 8. Mai 1945 von hier vertrieben worden sind. Mir ist ein bisschen mulmig bei diesem Besuch. Soll ich mich freuen? Oder mich fürchten?

Ich spaziere durch die Straßen der Altstadt. Trist und grau sieht es hier aus. An vielen Häusern sind über dem Gehsteig provisorische Holzdächer angebracht, sie sollen verhindern, dass bröckelnder Putz den Passanten auf den Kopf fällt. In den Geschäftsauslagen nichts, das man kaufen möchte. Real existierender Sozialismus.

Finde ich mich hier überhaupt zurecht? Bin ich in dieser Stadt noch zu Hause? Oder bin ich eine Fremde? Ich versuche, beides auszuprobieren, und spiele, nur für mich allein, abwechselnd »heimisch« und »fremd«. Ich tue so, als sei ich, wie einst, auf dem Weg in die Schule, marschiere zielstrebig durch vertraute Gassen. Und dann: Ich bin fremd, ich war noch nie hier, ich bin neutral, sehe alles mit unbefangenen Augen. Das Moldauufer. Der Wenzelsplatz. Die Karlsbrücke. Noch gibt es keine Touristen in der Stadt, noch ist nicht alles schön herausgeputzt für ein internationales Publikum. Aber in den Parks blüht der Flieder, ganz so wie einst.

Was hast du denn jetzt für ein Gefühl, frage ich mich, als ich auf der Brücke stehe und ins Wasser hinunterschaue. Aber mir fällt keine Antwort ein. Eigentlich habe ich überhaupt kein Gefühl. Es ist, als gehe mich das alles nichts an. Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Ich habe diese Stadt geliebt. Na und? Jetzt lebe ich eben woanders. Erst oben auf dem Hradschin packt es mich plötzlich, dieses unvergleichliche Praggefühl, das ich aus der Kindheit kenne. Ich stehe an der Rampe der Burg und blicke auf das Panorama der Stadt hinunter, die vielen Kirchtürme, die Brücken, den Fluss, der sich durch die Häuserzeilen windet. Hier habe ich vor vielen Jahren zum ersten Mal das Glück erlebt, das

durch Schönheit geschenkt wird. Meine schöne, schöne, wunderschöne Stadt.

Den Weg zu unserem Haus habe ich mir bis zum Schluss aufgehoben. Es geht bergauf, durch stille Straßen. Und dann stehe ich vor unserer alten Adresse. Das Haus sieht ein bisschen kleiner aus, als ich es in Erinnerung habe. Im ersten Stock links, das ist das Fenster zu meinem Zimmer. Die Deckenlampe ist nicht mehr da, sehe ich, andere Vorhänge hängen. Ich spähe durch die Lücken im grüngestrichenen hölzernen Gartenzaun. Der Kirschbaum ist größer geworden. Die Beete sind nicht besonders gepflegt. Und die Veranda ist jetzt verglast, die neuen Bewohner haben eine Art Wintergarten daraus gemacht.

Ob sie Kinder haben? Fährt eins von ihnen jetzt mit dem Fahrrad in die Schule, so wie damals ich? Und wer sie wohl sind? Günstlinge des Regimes? Hat man damals das Eigentum der Vertriebenen verteilt, verkauft, versteigert? Wurden die Häuser vorher geplündert? Oder stehen unsere Möbel noch so in den Zimmern, wie wir sie seinerzeit verlassen haben?

Ich habe mir vorher nicht überlegt, was ich tun will, wenn ich zu unserem Haus komme. Anläuten und sagen: Entschuldigen Sie, ich habe früher hier gewohnt. Darf ich hereinkommen und mich kurz ein bisschen umschaun? Und dann durch die Räume gehen, während die Hausfrau ein wenig verlegen daneben steht, und nach vertrauten Dingen Ausschau halten? Dem Mariatheresienschrank im Salon vielleicht, in dessen unterster Schublade immer die Weihnachtsgeschenke versteckt waren? Oder dem Schreibtisch in meinem Zimmer, meinem ganzen Stolz? Und ob unsere Bilder noch da sind oder ob jetzt ganz andere an den Wänden hängen?

Vielleicht werfen die neuen Bewohner mich einfach hinaus. Was fällt Ihnen ein, hier einfach so hereinzuplatzen? Das ist unser Haus, wir wollen nicht gestört werden. Auf Wiedersehen. Oder es gibt einen unbehaglichen Moment, die Hausfrau oder der Hausherr sagen gezwungen höflich: bitte. Und denken: Wenn diese Person nur schon wieder draußen wäre. Nein, nein, lieber nicht anläuten.

Will ich überhaupt wissen, was aus meinem Kindheitshaus geworden

ist? Interessieren mich dessen jetzige Bewohner? Bei genauerem Nachdenken: nein. Was gehen mich diese Leute an? Sollen sie doch wohnen, wie sie wollen. Mir doch egal.

Plötzlich fällt mir auf, dass ich schon eine ganze Weile hier auf der Straße stehe und wie ein Spion durch den Zaun luge. Am Ende der Straße taucht ein Passant auf. Was soll er sich denken, wenn er an mir vorübergeht? Ich bücke mich und tue so, als ob ich meine Schuhbänder neu binden müsste. Und schaue dann, dass ich von hier wegkomme.

Beim Heimfahren weiß ich: Mit einem Blick auf unser Haus komme ich der Vergangenheit nicht bei. Und momentan will ich das auch gar nicht. Ich habe mit der Gegenwart genug zu tun. Aber irgendwann wird der Augenblick kommen, an dem das Vergangene wieder gegenwärtig wird.

Ria, die Kindsfrau

Die erste Person, die auftaucht, wenn ich mich an meine frühesten Kinderjahre zu erinnern versuche, ist Ria. Da steht sie: eine hochgewachsene, hagere Frau mit kurzgeschnittenen Haaren. Sie ist unser Kindermädchen oder, wie wir sagen, unsere Kindsfrau. Sie ist auch kein Mädchen, sondern eine gestandene Person. Sie stammt aus Südmähren. Sie liebt mich sehr, und ich liebe sie. Wenn meine Mutter da ist, zu meinem Bett kommt und gute Nacht sagt, duftend und zum Ausgehen schöngemacht, ist das wunderbar. Aber Ria ist die Allerwichtigste. Sie ist immer da. Ihr erzähle ich alles, was ich erlebe, was mich bedrückt und was mich froh macht. Ganz normal, dass man die Kindsfrau lieber hat als die Mutter, sagt meine Mutter. In ihrer eigenen Kindheit war das genau so.

Meine Mutter ist eine kleine, zarte Frau, zart, aber zäh. Als junges Mädchen war sie bildhübsch, eine blonde Elfe mit wunderschönen blauen Augen. Sie macht, was sie will. Sie ist nicht nur tapfer, sie ist furchtlos. Sie weiß einfach nicht, was Angst ist, sagt mein Vater über sie. Sie heißt Sophie, aber ihre Geschwister nennen sie »Exzellenza«. Sie raucht wie ein Schlot, und wenn sie die Zigarette abdämpfen will, wirft sie sie in einen mit Wasser gefüllten grünglasierten Keramiktopf, der auf dem Tisch im Salon steht. Es macht pschsch, ein charakteristisches Geräusch wie kein anderes. Das tut sie, damit es nicht stinkt, denn mein Vater mag keinen Zigarettenrauch.

Meine Mutter ist nicht eitel, sie macht sich nichts aus Mode. Sie mag auch keine Liebesgeschichten. »L'amour, c'est pour les femmes de chambre«, zitiert sie. Trotzdem liebt sie meinen Vater, aber sie macht kein Getue dabei. Sentimentalität ist ihr ein Gräuel. Was sie auch nicht mag, ist Langeweile. Wenn es im Kino langweilig wird, steht sie sofort auf und geht. Sie ist auch ungeduldig mit langweiligen Menschen, ist aber begeistert, wenn sie auf jemanden trifft, der ihr interessant vorkommt. Dann kann sie stundenlang zuhören und gar nicht genug kriegen von dem, was



*Mutter Sophie mit den Kindern
Jakob (links), Barbara und Hans Heinrich (rechts),
Mitte der dreißiger Jahre*

dieser oder diese zu erzählen hat. Ob er oder sie prominent ist, interessiert sie überhaupt nicht. Sie hat eine Nase für Authentizität und merkt sofort, ob jemand echt ist oder nicht. Wenn nicht, hat dieser Jemand augenblicklich verloren. Sie selber ist durch und durch echt.

Aber sie entspricht leider nicht dem, was in meiner Volksschulzeit als Ideal einer deutschen Mutter gilt. Kinder sind Konformisten. Sie wollen nicht originell sein, sondern so wie alle andern. Und bei uns ist es eben nicht so wie bei allen andern. Es fängt schon damit an, dass meine Mutter Mami genannt wird und nicht Mutti. In unseren Lesebüchern heißt es Mutti. Die Lesebücher und unsere Lehrerin wissen auch genau, wie in

einem ordentlichen deutschen Haushalt der Muttertag zu feiern ist. Mein Dilemma: Meine Mami hasst den Muttertag, daher wird dieser bei uns auch nicht begangen. Wir müssen einen Aufsatz darüber schreiben, und mir bleibt nichts anderes übrig, als schamlos zu lügen. In meinem Aufsatz bringen wir Kinder unserer Mutti das Frühstück ans Bett, sagen für sie ein Gedicht auf und singen ein Lied. Gelogen, gelogen, gelogen. Aber die Wahrheit kann ich unmöglich schreiben oder sagen.

Meine Mutter hat vier Kinder und ist daher anspruchsberechtigt für das Mutterkreuz dritter Klasse. Ab fünf Kindern bekommt man die zweite Klasse und ab sieben die erste. Der Blockwart kommt zu uns nach Hause und will Mami die Auszeichnung feierlich überreichen. Aber aus der Feierlichkeit wird nichts. Mami nimmt das Kreuz mit knapper Höflichkeit entgegen, komplimentiert den etwas verwirrten Überbringer hinaus und feuert, sobald sich die Tür hinter diesem geschlossen hat, das kostbare Kleinod augenblicklich in den Papierkorb.

Sofort stürzen mein kleiner Bruder und ich uns auf diesen und ziehen das gute Stück im Triumph wieder heraus. Es ist ein ganz hübsches Ding, blaues Email mit Goldrand. Man könnte es an einem Kettchen als Anhänger tragen. Wenn das kleine Hakenkreuz nicht wäre, könnte es als traditionelles Schmuckkreuzchen durchgehen. Diese Analogie ist wohl auch beabsichtigt. Für uns wird das Mutterkreuz ein beliebtes Spielzeug.

In noch einer Hinsicht entspricht meine Mutter zu meinem Kummer nicht den Anforderungen, die an eine richtige deutsche Mutter gestellt werden. Sie hat keinen Respekt vor der Schule. Sie selber war nie in einer Schule, sondern ist zu Hause von einer Gouvernante unterrichtet worden. Folgerichtig sieht sie auch in unseren Lehrern keine besonderen Autoritäten, sondern eher eine Art Dienstboten. Man ist freundlich zu ihnen, aber fürchtet sie nicht sonderlich. Mami schreibt beispielsweise keine förmlichen Entschuldigungen, wenn ich einen Schultag versäume. Dafür gibt es Formulare und spezielle offizielle Formulierungen. Mami schreibt einfach auf einen Zettel: Bitte lassen Sie die Barbara am Montag frei, ihre Großmutter hat Geburtstag. Was natürlich keinerlei Entschuldigungsgrund ist. Ich leide deshalb Qualen. Noch ärger, wenn der Zettel eine alte Einladungskarte ist mit der Aufschrift »Le comte et la com-



*Sophie und Gerolf Coudenhove-Kalergi
vor Schloss Ronsperg, 1925*

tesse ...« Die Aufschrift wird dann durchgestrichen und die Rückseite benutzt. Warum gute Karten wegschmeißen?

Mami nennt mich Nana. Ich sehe sie kurz beim Frühstück, nach der Schule beim Mittagessen und danach im Salon. Dann übernimmt wieder Ria. Das Schlafzimmer der Eltern betrete ich nie. Ich kann mich nicht erinnern, meine Eltern je im Bett gesehen zu haben. Und zu den Eltern ins Bett krabbeln und kuscheln – völlig undenkbar. Für den Alltag, die täglichen Verrichtungen ist Ria zuständig und später ihre ungeliebte Nachfolgerin, das Fräulein. Und weil ich mich dem Fräulein nicht anvertrauen mag, geschweige denn mit ihr Zärtlichkeiten austauschen, ist es vor allem mein Bär Bimbi, der die Stelle meines Vertrauten einnehmen muss. Er schläft in meinem Bett, auch noch, als ich eigentlich schon zu alt für Kuschtiere bin.

Mein Vater, Gerolf Coudenhove-Kalergi, ist ein großer, stattlicher Mann. Das Erbteil seiner japanischen Mutter sieht man ihm nur an den Augen an und ein wenig auch an seinem Hang zur Förmlichkeit. Er trägt



Barbara, zirka 1938

gern eine Fliege statt einer Krawatte und abends eine Art Smokingjacke. Er ist immer wunderbar glatt rasiert, und wenn er mich hochhebt, kann ich sein gutes Rasierwasser riechen. Papi spricht viele Sprachen, darunter auch Russisch, das er gelernt hat, um sein Lieblingsbuch, »Krieg und Frieden«, im Original lesen zu können. Er liebt die russische Sprache und erklärt mir, dass ich auf Russisch Warwara Gerolfovna heißen würde. Deshalb nennt er mich Wawa.

Die großen Brüder bewohnen eine andere Welt als ich. Hans Heinrich, der Ältere, ist der Gescheite, Jakob, der Jüngere, ist der Lustige. Meine Großmutter, die für Familienfeiern gern Gelegenheitsgedichte schreibt, hat über die beiden gedichtet. »Während Bücher sind für Hans / was dem Fuchse ist die Gans / er sie sieht und auch verschlingt / Jakob selten tiefer dringt / nimmt ein Buch und blättert drin / legt es weg, da es ihm schien / dass das Zeichnen besser wär / blättert wieder hin und her / um sich dann, vergnügt und froh / zu betätigen anderswo.«

Ich bewundere meine Brüder schrankenlos und leide unter ihnen. Es

ist herrlich, wenn sie mich loben, und schrecklich, wenn sie mich tadeln. Ganz schlimm ist, wenn sie ironisch sagen: »Gott, wie witzig«, wenn ich bei Tisch, so wie die Großen, auch versuche, etwas Witziges zu sagen. Am allergrößten und beschämendsten ist das vernichtende Urteil, mit steinerner Miene ausgesprochen: »Gar nicht komisch, nur dumm.« Dann möchte ich am liebsten in den Erdboden versinken und nie mehr auftauchen.

Ria ist bei solchen Gelegenheiten meine Zuflucht und mein Trost. Ich kann mich darauf verlassen, dass sie immer auf meiner Seite steht. Ria nennt mich in ihrem heimatlichen Dialekt ihr Pampele, und ich nenne sie Mutzi. Ein Pampele ist ein Schäfchen. Du bist mein kleines Schmeichelpampele, gelt?, sagt Ria, und ich wiederhole das gern. Darüber müssen die Brüder lachen und bringen mich damit zum Weinen. Ich bin dein kleines Schmeichelpampele, gelt, Mutzi, gelt, Mutziii, singen sie nach der Melodie eines bekannten Marsches. Es ist nicht böse gemeint, aber mich trifft es ins Mark. Da wird mein Liebstes und Kostbarstes, meine Liebe zu Ria, hervorgezerrt und dem Spott preisgegeben. Ich raste aus. Ich heule und tobe vor Wut und vor Kränkung.

Hört's auf, die Kleine zu sekkieren, sagen die Eltern. Daraufhin beschränken sich die Buben darauf, nur die bewusste Melodie zu summen. Taram, taram, taramtamtam. Oder nur »Tisch« zu sagen. Wiederum Geheule. Was ist jetzt wieder? Unschuldige Mienen. Wir haben doch nur »Tisch« gesagt. Eine komplizierte Assoziationskette: Vor dem Tisch steht die Bank, auf der Bank liegt das Geld, und Geld klingt so wie gelt, Mutzi. Ich verstehe das auch sofort und heule neuerlich los. Jetzt wird es den Eltern zu dumm, und nun werde ich gescholten. Ich soll nicht »faxig« sein und aufhören mit dem Theater. Und schämen soll ich mich. Aber in Wahrheit sollen sich doch die andern schämen. Oder doch ich?

Denn die eigentliche Wurzel des ganzen Unglücks liegt ja darin, dass ich im Grunde meines Herzens den Brüdern Recht geben muss. »Schmeichelpampele« und »gelt« zu sagen, ist tatsächlich peinlich und kitschig und, wenn man ehrlich ist, unmöglich. Aber ich liebe Ria doch und will unter allen Umständen mit ihr solidarisch sein. Alles andere wäre Verrat. Habe ich Ria womöglich innerlich schon verraten? Verwirrung der Ge-

fühle. Und wieder ein Grund zum Weinen. Es ist ein Konflikt zwischen Geschmack und Überzeugung, die frühe Erfahrung eines Dilemmas, das mir später noch öfter begegnen wird. Man steht zwischen zwei Lagern, mag das eine nicht hassen und das andere nicht verurteilen. Und fragt sich mit zunehmender Verzweiflung: Und ich? Wohin gehöre eigentlich ich?

Irgendwann verlässt uns Ria. Die Erwachsenen haben sich darauf verständigt, dass mir dieses Ereignis vorher nicht mitgeteilt wird. Der traumatische Abschied soll mir erspart werden. Kein Abschied, keine Tränen. Eines Tages ist Ria einfach weg. Sie ist zu Hause in Südmähren, höre ich, ihre Familie braucht sie. Von dort aus schreibt sie meiner Mutter Briefe und Postkarten, in denen sie mich grüßen lässt. Mami möchte mir diese Briefe vorlesen, aber ich will davon nichts hören. Ich halte mir die Ohren zu und laufe aus dem Zimmer. Ich will nicht an Ria denken und nicht an sie erinnert werden. An meine Ria, die mich verlassen hat. Es ist zu schmerzhaft. Da ist eine Wunde, die nicht und nicht heilen will. Es ist der erste wirkliche Schicksalsschlag in meinem Leben.

Nach Ria kommt das Fräulein. Eigentlich heißt das Fräulein Anni Nosek, es spricht deutsch mit leichtem tschechischem Akzent. Aber inzwischen ist aus der Tschechoslowakei das Protektorat Böhmen und Mähren geworden, und Anni Nosek ist nun deutscher als deutsch. Sie legt Wert darauf, keine Kindsfrau zu sein, sondern eine Erzieherin, sie will nicht Anni genannt werden, sondern Fräulein, und sie trägt ihr Haar nicht, wie andere Leute, in einem Dutt, sondern in deren zwei. Ihr Haar ist blond, das Fräulein flicht es zu zwei Zöpfen und steckt diese fest, aber nicht in Schnecken über den Ohren – so etwas habe ich schon in Bilderbüchern gesehen –, sondern in zwei Knoten am Hinterkopf. Fräulein, warum hast du diese Frisur? Die Antwort: Weil sich so der Führer eine deutsche Frau vorstellt. Seither halte ich aufmerksam Ausschau nach Frauen mit Doppeldutt und nach entsprechenden Äußerungen des Führers. Vergeblich. Aber unser Fräulein ist eben etwas Besonderes. Ich freilich, inzwischen sieben Jahre alt, mag es nicht, vor allem deshalb, weil es nicht Ria ist.

Das Fräulein ist zuständig für »die Kleinen«, für den kleinen Bruder Michael und für mich. Die großen Brüder, kollektiv nur »die Buben«

genannt, haben mit ihm nichts zu tun und sind nur den Eltern verantwortlich. Sie gehen ihre eigenen Wege. Sie haben ein Luftgewehr, damit schießen sie auf das Messingpendel der Uhr in ihrem Wohnzimmer. Die Wand dahinter ist dicht gesprenkelt mit kleinen Einschusslöchern. Sie schießen auch auf Spatzen und haben einmal Emilka, die Köchin, dazu gebracht, fünf Spatzen, die sie erlegt haben, für sie zu braten. Sie haben sie gerupft und in die Küche getragen, und Emilka hat sie gewürzt und ins Bratrohr geschoben. Als knusprig braune Häuflein kommen sie heraus, fünf arme, winzige Puppenhühnchen. Ich darf kosten, mag aber nicht. Die Buben schnabulieren sie auf, samt den hauchzarten Knöchelchen. Es knackst, und mir wird gruselig beim Zuschauen.

Ich bin ein Sandwichkind, fünf und vier Jahre jünger als die Buben und sechs Jahre älter als Michi, der Jüngste. Der Kleine ist zu klein, und die Großen sind zu groß, um mir wirkliche Spielgefährten zu sein. Ich bin also viel allein. Das bedeutet, dass ich mir meine eigene Welt erschaffen muss, eine angelesene und angeträumte, zu der niemand Zugang hat. Dabei spielt mein Schreibtisch eine wichtige Rolle. Dieses Möbel ist mein Heiligtum. Es hat mehrere Schubladen, eine davon ist geheim und birgt meine kostbarsten Schätze. Sie müssen zuerst gerettet werden, wenn einmal das Haus brennen sollte. Dazu gehören mein Tagebuch, ein Würfel aus Bernstein und eine selbstgenähte Tasche aus blauem Samt mit den Briefen, die mein Bär Bimbi mir geschrieben hat. Bimbi, ein Waschbär mit freundlichen Knopfaugen, ist mein engster Kumpan. Seine Briefe sind meist Hilferufe in höchster Not, wenn Bimbi etwa von Räufern entführt und als Geisel gehalten wird. Die Briefe erreichen mich in letzter Minute, aber rechtzeitig, damit ich ihn unter Lebensgefahr retten kann.

Der Schreibtisch ist das wichtigste Stück in meinem Zimmer. Dieses Zimmer ist meine Fluchtburg und mein Refugium. Mein grünweißes Couchbett steht hier, ein Tisch, ein Sofa, auf dem die Stofftiere inklusive Bimbi sitzen, ein Waschtisch und ein Bücherregal. Über meinem Bett hängt ein herrliches Bild, viele Engel darstellend. Das Fenster geht nach Osten. Ich kann zuschauen, wenn hinter dem Park vor unserem Haus die Sonne aufgeht und die grauen Häuser dahinter in ein rosiges Licht taucht. Ich liebe mein Zimmer. Es ist eigentlich zu schön für ein Kind.